

grossartiges Kunstwerk schuf, das uns die Menschheitstragödie von der Romantik bis heute erzählte, war Ausdruck des Prinzips Hoffnung.

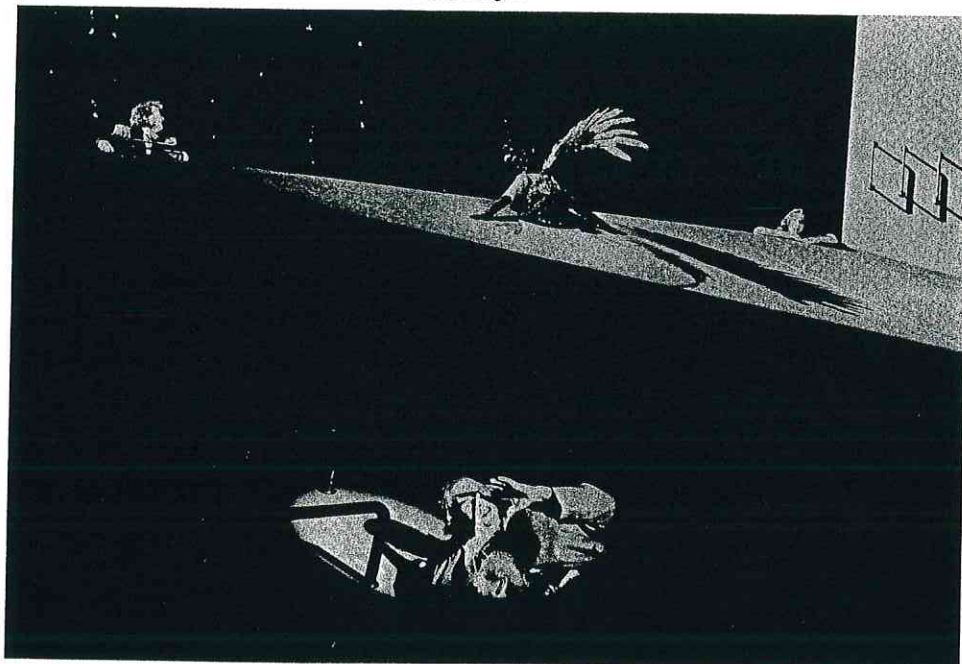
Auch im emotionalen Ausdruck des Gesangs selbst birgt sich eine utopische Dimension. Am Schluss ist da immer noch der ergreifend singende Mensch. De Fallas «La vida breve» liess Wernicke mit einem leisen, tief bewegenden Lied enden, mit dem die am Liebesverrat zerbrochene, tote Salub besungen wird.

Im «Rosenkavalier» setzte er ein wunderschönes Zeichen utopischen Geistes. Der kleine Harlekin nimmt dem jungen Liebespaar Oktavian und Sophie die gläserne Rose, das Zeichen der Heiratswerbung, aus der Hand, lässt sie fallen, reicht ihnen eine echte Rose und schliesst den Vorhang: eine Hommage an das Leben, von zauberhafter Poesie.

Anmerkungen

- 1 Rudolf Heinrich war Bühnenbildner des Opernregisseurs Walter Felsenstein. Wernicke, der auch Assistent Heinrichs war, ging von Anfang an jedoch einen eigenen künstlerischen Weg.
- 2 Albrecht Puhlmann arbeitete 1983 mit Herbert Wernicke zusammen, zuerst als Hospitant, später als Dramaturg in Darmstadt, Kassel, Basel, Brüssel, Salzburg et cetera. 1996 wurde Puhlmann Operndirektor am Theater Basel, seit 2001 ist er Intendant an der Staatsoper Hannover.
- 3 Siehe: Christian Fluri, Ambivalente Romantik, das Grauen des Krieges und der alltägliche Totentanz. Herbert Wernickes Deutschland-Trilogie am Theater Basel, in: Basler Stadtbuch 2000, Basel 2001, S. 185–189.

Herbert Wernickes bahnbrechende Arbeit zu Richard Strauss' «Salome» (Theater Basel, 1989): Der Blick von unten durch das Verlies des Jochanaan (Monte Pederson) auf die dekadente Gesellschaft um Herodes. In beiden Bereichen haust der Todesengel.



Kultur

161

Gobi. Die Wüste singt. Michael Schindhelm

Aus einem Reisetagebuch

Als ich dem Taxifahrer vor der Anzeigetafel an der Flughafeneinfahrt die Destination nenne, wieder diese undurchsichtige Reaktion. Die ganze Fahrt über hatte der Mann kein Wort gesagt und war anstrengend ordentlich durch dieses Sonntagsvormittagsberlin gefahren, und nun kommt er ins Plaudern. Wie lange man denn so flöge, und ob ich da arbeite? Na, dann sei's ja nicht so schlimm. Vor ein paar Wochen habe er einen Fahrgast gehabt, der für Siemens dort sei und nur alle acht Wochen nach Hause könne. Und mit den Lebensumständen dort sei der überhaupt nicht einverstanden gewesen. Indes er mir den Koffer herausreicht, streift mich seinerseits ein väterlich-herzlicher Blick, den ich diesem Mann nie zugetraut hätte, und dann wünscht er mir viel Glück. Inzwischen finde ich das nicht mehr seltsam. Man hat mir viel und herzlich gewünscht in den letzten Tagen, wenn von dieser Reise die Rede war. Oft sogar, dass ich gesund zurückkommen möge. Heute Morgen vor Verlassen des Hotels dann der Eindruck, so wie jetzt hätte ich mich zuletzt vor fünfzehn

Jahren gefühlt, vor dem Einzug in die stolzen Reihen der Nationalen Volksarmee. Bilder von schweissdünstenden Zelten, sanitären Zumutungen und kollektiver Tagesordnung waren zu vertreiben. Muss ich mich jetzt damit trösten, es dauere ja nur eine Woche?

Da hebt der Bus ab, die Stadt verfällt dem freundlichen Juni-grau, on verra, in Mongolia. Im Flugzeug treffe ich zwei Dutzend Avantgarde-Musiker aus fünf Kontinenten, die zum Musizieren in die Gobi ziehen. Dort erwarten sie und mich mongolische Musiker, Nomaden und das Unvorhersehbare. Willem, neben mir, aus Den Haag. Seiner zerrissenen Brieftasche entnimmt er ein Foto von seinem zweieinhalb Meter grossen Xylophon. Die Instrumente baut er selbst. Als er jüngst zum «Festival of Unpopular Music» nach Bristol eingeladen war, liess man beim Schweizer Zoll (er kam gerade aus Genf) nicht gelten, bei dem ungefügen Kasten, den er mit sich führte, handle es sich um eine Geige. Erst nach einem Vorspiel war man zufrieden.

Als wir in Moskau landen, müssen wir entgegen der Vorankündigung das Flugzeug verlassen und in den Transitraum. Unerwartet kann ich nicht sagen. Als ich hier zum ersten Mal landete, war der Flughafen noch im Bau, vor der Eröffnung zu jenen Olympischen Spielen, die der Westen wegen Afghanistan boykottierte. Noch immer dieser Geruch: Diesel, Rosenöl, abgestandene Fäulnis. Trotzdem nicht unangenehm, narkotisierend. Wir gehen dieselben Gänge entlang der Glaswände, nur gehe ich jetzt auf der anderen Seite. Von drüben habe ich, als DDR-Student auf die Interflug wartend, immer wieder herübergesehen, auf diesen bunten Strom von Ausländern, dem ich nie angehören würde. Dachte ich bis 1989. Später nie mehr. Habe ich dort gestanden oder das gedacht.

Mein Name wird aufgerufen, ich soll mich am Transitschalter melden. In der letzten Minute, bevor ich wieder durch die Sicherheitskontrolle gehe, lasse ich mir doch den Weg zum Schalter zeigen. Überall Duty-free mit brutal herausfordernden Schnapsbatterien. Der Kurs sei heute 33 Rubel,

Kultur

162

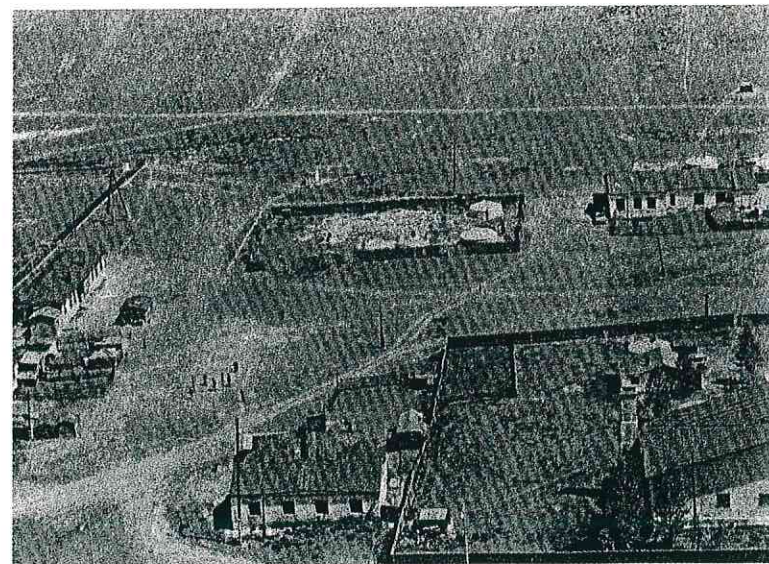
Zweifranken-Münzen in der Hand, von deren Prägung er fachmännisch weiss, dass sie aus dem Jahr 68 stammt. Schweizer Achtundsechziger in Ulan Bator. Weil ich die Achtundsechziger verschmähe, fragt er mich rasch, wie ich heisse und wie alt ich bin. Er versteht meinen Namen, ich seinen nicht, schon präsentiert er aus der Jacke eine Postkarte mit Ansichten von Sion. Nachdem ich ihm begreiflich gemacht habe, dass Bern nicht auf der Karte zu sehen ist, geht er schon zum nächsten Angebot über, zeigt mir Helvetia-Marken aus den Siebzigerjahren. Ich bin zwar erstaunt, bleibe aber uninteressiert. Jetzt zeigt er mir das Heiligste: zwölf Marken aus der Zeit des letzten deutschen Reiches. Ob ich wisse, wer da abgebildet sei? Ich verstehe, dass das eine Provokation unter Komplizen sein soll. Seine Hand liegt auf meiner Schulter. «Viel Glück!», sagt er noch auf Deutsch und rennt zurück zum Eingang der Hauptpost.

Wind, Wind und Sonnenuntergang zwischen zwei Häuserblöcken. Die Betonarbeiter da drüben sind offenbar schon vor einer Weile aus ihrer Grube gekrochen, neben der sie jetzt auf einer rotweissen Absperrstange hocken: Der linke hat elf, der rechte sechzehn Spucktropfen unter sich zwischen den Füssen. – Fällt aber die Nacht, ist der Spass vorbei. Jetzt gehört ein paar bleichen Mädchen, Parvenüs und Touristen die verhängte Szene. Gute Nacht. Sajn utaraj.

Mit seiner wechselnd hellen und dunklen Asphaltmusterung und dem braunen Randstreifen erinnert der Highway an ein verwittertes Stromkabel. Manchmal ist es gefährlicher auf als neben der Strasse zu fahren, der scharfen Rinnen und Löcher wegen. Kreuzungen gibt es keine, nur dieses verwitterte Stromkabel. Die Strasse ist erst vor drei Jahren asphaltiert worden. Demzufolge kann sie nach drei Jahren bei diesem Klima nur noch aus Fetzen bestehen. Dafür ist neben uns im Sand noch die Kontur der alten Naturstrasse zu sehen. Erster Stopp, zirka 30 Sekunden. Gründe unerfindlich. Sechs Fahrzeuge, die ganze Karawane, fahren kurz an den Strassenrand, alle steigen aus und wieder

ein, und es geht weiter. Beim zweiten Stopp bricht aus einem Bus der Aussenlautsprecher aus. Mongolische Schlagermusik schliert über die Ebene. Während unsereiner einfach mit dem Rücken zu den Bussen in den Wind pinkelt, entfernen sich die Damen in die Steppe und lassen sich hinter einem Umhang nieder. Die letzten Kräuter am Boden riechen stark nach Essig und Thymian. Selten passieren andere Wagen. Kleine Hamster (sechs bis acht Zentimeter gross), auf den Hinterbeinen stehend wie Eichhörnchen in Miniatur, ausserdem Lerchen. Adler so oft wie bei uns Bussarde.

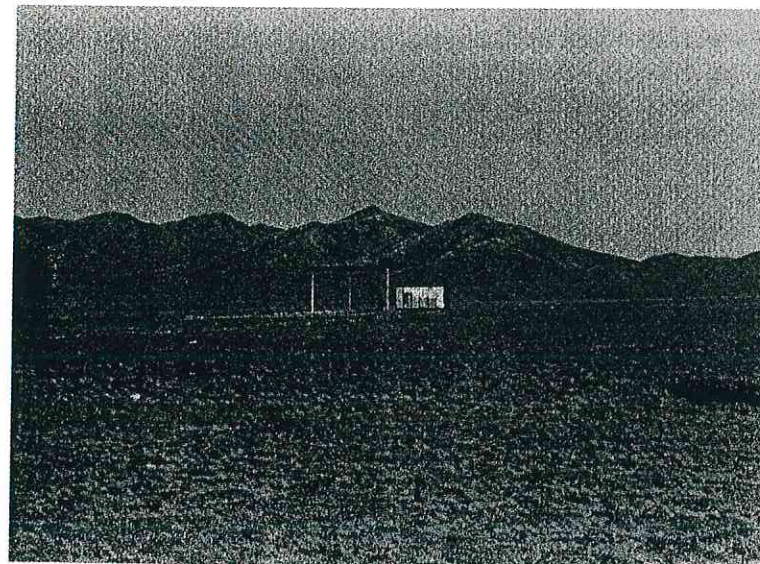
Vom Beifahrersitz aus sind die Stösse und Schaukeleien einigermaßen zu ertragen. Der schwedische Pianist weiter hinten im Bus hingegen braucht einen ungeplanten Zwischenstopp. Damit er uns am Abend Bartok und Martin vorspielen kann. Nach vier Stunden Fahrt die Verheissung: Wir hätten jetzt die Hälfte der Strecke hinter uns. Entgegenkommender Verkehr ist eine Rarität, überholender erst recht, dafür hocken immer wieder von Pannen aufgehaltene Fahrzeuge neben



Kultur

oder auf der Strasse. Oft sieht die Sache hoffnungslos aus. Gebrochene Achsen, qualmender Motorblock, ausgestreckte Beine ragen unter dem Leib eines Tankwagens hervor. Schaf-, Yak- und Kamelherden, Pferde und Ziegen auf der Strasse und in der Steppe, während deren Haut immer heller aufleuchtet, sinken die Hügelwellen tiefer und tiefer ein. Da draussen sieht es eher nach Bob Dylan aus als nach Bartok und Martin.

Hinter einer Höhe taucht eine Siedlung auf, die ersten Baracken, Eisenbahnwagen, stehen noch direkt an der Strasse, dann folgen Palisadenzäune, Häuser umgebend, deren fensterlose Rückwände zur Strasse weisen, alte Frau mit Feldstecher davor auf einer Holzkiste, ein einziges verrusstes Backsteingebäude, ehemaliges Monument (drei erwachsene Pferde und ein Fohlen, wie aus Gips gemacht, eines dieser Pferde zu Boden gestürzt), Gewirr aus Strommasten, Blitzableitern und Antennen, Töpfe, Eimer, Möbel, von derselben Unfarbe Grau wie der festgetrampelte Boden, auf dem sie stehen, trotten die Hunde, Kinder, aber auch Erwachsene, die die



Kultur

Busse entdecken, winken ihnen zu. Die Frauen tragen Schürzen und T-Shirts, hängen Wäsche auf oder stehen vor der Tür, das Ganze sieht eher aus wie Zeltplatz und Ferien. Hier verschmelzen Sesshaftigkeit und Nomadentum.

Auf einer wackligen Brücke überqueren wir einen Fluss. Musik über Lautsprecher, wieder Pentatonschlager, Yamele, sich am Boden aalende Pferde (sie aalen sich tatsächlich); schwere Raben lassen sich auf dem Feld nieder. Kaum noch Zelte. Irgendwann vier Halbwüchsige mit roten Schirmmützen, dunkelbraunen Gesichtern und leeren Papiertüten in den Händen, starren uns an, als kämen wir aus einer anderen Welt, obwohl sie an dieser Stelle eher jenen Eindruck machen.

Dann ist die Strasse zu Ende. Nebeneinander Pisten und Fahrspuren in lichtem Gras. Im Sand Tierknochen und Glasscherben. Das letzte Auto haben wir vor zwanzig Minuten gesehen. Im Grunde müssten Unfälle unmöglich sein. Als uns kurz darauf eine Karawane mehrerer Jeeps entgegenkommt, sehen wir die Fahrzeuge nur wegen ihrer aufgeblendeten Lichter. Ansonsten ist die Landschaft in braunes Gespinst aufgelöst. Ein Kamel wälzt sich am Boden, von grauen Wolken umhüllt, als sei es in Flammen aufgegangen. Unpraktisch ragen einzelne Hügel wie Abraumhalden aus der Ebene. Neben den Bussen taucht eine kleine Gestalt auf, die sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit im rechten Winkel zur Strasse nähert. Eine Frau steht vor dem Eingang der Jurte. Als der Junge mit letztem Einsatz den Bus vor uns erreicht, fallen aus einem der Seitenfenster vier oder fünf Marsriegel neben ihm in den Graben.

Busfahrer gehören gewöhnlich einem undurchdringlich harten Schlag an. Ungerührt schiessen sie an Schluchten vorbei oder manövrieren ihre wehrlosen Passagiere durch regellosen Highway-Verkehr. Dieser hier neben mir hingegen kommentiert jedes grössere Schlagloch mit einem resignativen Dsadsa (tja ja), und seit wir über Naturpisten fahren, geht es neben mir fortwährend: ajajajaja... Trotzdem er viele Bodenwellen geschickt umfährt (Vorhin hat er mir gesagt, er weiss nicht, wie weit es noch ist. Kennt er doch die Strecke?), sehe ich

unter minus 40 Grad Celsius. Am Nachmittag, zum Konzert in den Sandbänken, brennt dann die Sonne hinterhältig durch das Wolkengespinnst hindurch. Der Sand ist so kalt, dass nach drei Stunden Konzertanhörung unversehens die Schleimhäute anschwellen. Doch zuvor gibt es wieder Musik von Oberton bis zum neuen Ton. Bernhard, unser Präsident, hat bei einem freundlichen Musikalienhändler in Freiburg ein Klavier besorgt. Das steht jetzt hier im Saal für Bartok und Martin und Boogie-Woogie. Es hat uns von Berlin an begleitet. Über die Taiga, den Altai, die Bodenwellen der Gobi. Ein leichtes Yamaha. Sieht genauso braun aus wie die Düne.

Das Konzert ist für die Nomaden veranstaltet, die Reiter und Ringer. Man ruft sie herbei, indem man eine Stunde vor dem Konzert Discomusik auflegt und den Lautsprechern die Peitsche gibt. Der Wind trägt den Sound bis zu den weit umliegenden Jurten. Mancher wohnt 50 Kilometer entfernt. Sie kommen brav mit Pferd und Familie und lassen sich mit uns im Sand nieder. Für Bartok und Martin, Boogie-Woogie, Chömi und Urtyn Duu. Da ist eine Obertonlady höheren Alters. Anfangs sorgt sie am Mikrofon für ein Brummen, das ich einem Grizzly zugetraut hätte. Wie geht Oberton (Chömi)? Chömi ist vorelektronische Musik. Der Kehlkopf als Pressfilter. Eigentlich ein hartes Tongequetsche, dieses Chömi. Applaudiert wird aber gern. Ein Sänger trägt einige von Kurtags Hölderlin-Gesängen vor. «Kunst und Sinnen hat Schmerzen gekostet von Anbeginn.» Diese Klagestelle sorgt im Publikum für viel Heiterkeit. Später sagen sie einem Journalisten ins Mikrofon, das Fest (mit Naadam und Dünenkonzert) sei schön gewesen. Nächstes Jahr wieder! Obwohl ihnen die fremde Musik nicht besonders gefalle. Sonst aber wär's eben sehr schön. Sagen sie und springen wieder in den Sattel. Willem holt sie noch einmal zurück. Er braucht für seinen Part zwanzig Freiwillige. So schnell wie hier findet er sie bestimmt selten zu seinen Konzerten. Zwanzig Assistenten, etwa zur Hälfte Ausländer und Mongolen (vor allem Nomaden), postieren sich vor Willems gefüllten Wassereimern. Er drückt ihnen jeweils einen steifen Kunststoffschlauch in die

Hand, an dessen unterem Ende eine Plastikflasche befestigt ist. Tauchen sie den Schlauch samt Flasche in ihren Eimer, beginnt der Schlauch zu pfeifen. Willem exerziert ein triadisches Konzert.

Sanjan arbeitet mit seiner Frau nebenbei im Camp. Sie bewohnen einen Ajl wenige hundert Meter entfernt. Als ich ihn eines Tages auf dem Pferd sitzend draussen treffe, lädt er mich mit unmissverständlichen Gesten ein, mit ihm in den Ajl zu kommen. Der besteht aus drei Zelten für zwei Familien. Der jüngste Sohn postiert sich neugierig vor einer Jurte, als er uns kommen sieht. Er trägt weisses Hemd und schwarze Weste darüber. Von Mund- und Augenwinkeln geht eine Härte aus, die angesichts seines Alters (er mag sechs Jahre alt sein) sofort auffällt. Ich sehe den Jungen plötzlich mit siebzig vor mir: graues kurzes Haar, genauso geschnitten wie heute, die verwitterten Züge einfach eine Fortsetzung der schon vorhandenen Einzeichnungen. Sanjan bringt eine Schale Kumiss. Die fermentierte Stutenmilch sieht aus wie Latex und schmeckt nach Kefir. Er will, dass ich seine Jurte betrete. Ich zögere, weil ich nicht zudringlich sein möchte. Dann steigt die Ahnung auf, zudringlich wäre ich erst, wenn ich jetzt einen Rückzieher machte. Drinnen fünf Betten, Teppiche, ein paar Schränke, rechts ein Küchentisch, in der Mitte der Ofen. Sanjan hat sich vor kurzem einen Kühlschrank gekauft. Strom erzeugt er durch den Generator hinter dem Zelt. Hier riecht es genauso wie in unserer Jurte. Durch die Öffnung an der Zeltspitze fällt Licht auf Sanjans Gesicht. Er sieht mich immer wieder mit breitem Lächeln an und reicht die Schale herüber. Draussen probiert sich der Junge im Chömi. Nölt vor sich hin. Als wir das Zelt verlassen, muss ich mich auf Sanjans Pferd setzen. Unsicher drehe ich ein paar enge, bescheidene Runden. «Schu» genügt, und das Tier bewegt sich. Ziehe ich die Zügel straff, bleibt es stehen.

Pferde haben bei den Nomaden meist keine Namen. Sie unterscheiden sie nach Farbe und Musterung. Es muss viele Differenzierungen des Wortes «Braun» geben. Wie bei den Eskimos für «Weiss». Nach einer Stunde begleite ich Sanjan zu seiner

Ziegenherde. Dort wartet der Knabe mit seinen zwei Brüdern. Sie treiben die Tiere zum Melken in den Pferch. Ich kehre zurück zum Camp. Sanjan winkt mir zu, als ginge ich auf grosse Fahrt. Ich habe mit ihm so gut wie kein Wort gewechselt. Nichts hat gefehlt.

Namjilim Norovbanzad trägt heute ein rotes Seidengewand mit gelber Schärpe. Wenn sie ihre Brille abnimmt und in der Mitte der Jurte steht, um uns Urtyn Duu zu erklären, tritt die ganze Majestät hervor. Namjilim Norovbanzad ist hier das, was man im Westen einen Popstar nennen würde. Nur erfährt sie eine andere Verehrung, sie ist auch schon 72. Und ausserdem Staatsheldin der Arbeit, Staatspreisträgerin, Volkskünstlerin. Sie ist die berühmteste Urtyn-Duu-Sängerin der Mongolei und also der Welt. Als sie vor zwei Jahren im Theater Basel ein Konzert gab, machten ihr die mongolischen Botschafter in Brüssel, Bonn und Paris ihre Aufwartung. Urtyn Duu wird mit Long-Song-Singing übersetzt. Das sagt nichts und muss deshalb auch nicht weiter übersetzt werden. Urtyn Duu kommt von überall, sagt Madame Norovbanzad, aus der Natur, aus menschlichen Gefühlen und der Familie. – Kunst ist eben nicht zu erklären.

Urtyn Duu wird beim Reiten gesungen. Daher das Vibrato. – Immerhin etwas. Wenn Madame Norovbanzad zu singen anhebt, sind aber auch alle Erklärungen überflüssig. Das ist grösser und vor allem höher als jede Erklärung. Die Sängerin hangelt sich über dreieinhalb Oktaven und singt dabei noch Lagen aus tiefer Brust, die westlichen Sängern von ihren Lehrern wegen der Höhe verboten werden. Woher nimmt diese Frau die Luft, um so lange so hoch aufzusteigen? Als vor gut 100 Jahren russische Forscher Urtyn-Duu-Sänger beobachteten, hatte es für sie den Anschein, die Sänger hätten während ihres zehn- oder fünfzehnminütigen Vortrags nicht ein Mal Luft geholt. Würde Madame Norovbanzad für einen Gott singen (was sie nicht tut, schliesslich ist sie Volkskünstlerin), er dürfte ihr keinen Wunsch abschlagen.

Dagegen nimmt sich der Professor für Oberton-singen, der uns später eine Lektion erteilen soll,

ziemlich irdisch aus. Obertonsingen ist eine grosse Kunst. Aber diese Atemverhaltung hat auch etwas Masochistisches. Das Gesicht des Sängers läuft dabei rot an, als leide er dyspeptische Qualen. Vielleicht der Grund, warum es inzwischen so viel Obertonmusik auf Tonträgern gibt. Jedenfalls eine im Vergleich zu Urtyn Duu viel populärere Kunst.

Bis zum Klosterkonzert in Erdene Zuu sind es noch 100 Kilometer. Am Morgen erfahren wir, dass uns dort die Besucher eines anderen Naadam erwarten. In 4 Stunden. So verabredet man sich hier. – Wie verabredet man sich hier? Woher weiss man dort von uns? Wer hat die Nachricht wie überbracht? Auch unser Präsident weiss auf solche Fragen keine Antwort.

Wieder Wind, diese bucklige Asphaltpiste, Holzhütten der Grösse von Wohnwagen am Strassenrand. Hier werden im Umkreis von 50 oder 100 Kilometern die einzigen Lebensmittel angeboten. Meistens stehen mehrere Baracken nebeneinander und bieten dasselbe Sortiment. Hinter Glasfenstern, die durch Schiebevorrichtungen geöffnet werden, warten, im Halbdunkel sitzend, Frauen. Mit den schwarzen, hohlwangigen Gesichtern, die von scharf gescheitelter, glänzendem Haar gerahmt werden, und den bunten Kitteln, die ihre Oberkörper bis zum Hals umschliessen, könnten sie auch aus Peru stammen. Hinter der Hütte stehen ihre Zelte. Kleinkinder, mit und ohne Windeln, drehen ihre ersten Runden auf dem Pferd. Eine Ziege, vor einer der Hütten angebunden, beginnt im fetten Falsett zu schreien. Neben einem Steinhaufen, wie ihn die Lama-Buddhisten aufschichten, steht ein Amerikaner, etwa 60 Jahre alt. Seine Frau, die sich gerade Wasser durch ein Fenster aus einer der Hütten reichen lässt, ist Ethnologin. So begründet er, warum er vor diesem Haufen steht. «So much freedom», sagt er gleich zwei Mal, «but so hard conditions.» Tja, that's why.

Kamele schaukeln vorbei, Pferde am Wasser, Pferde im Sand. Als fünf nebeneinander reitende Kinder die Strasse blockieren, reagiert der Busfahrer wie mitteleuropäische Passanten in Fussgängerzonen auf vorüberschiessende Radfahrer.

liest man überall, die Währung auf der anderen Seite bedarf keiner Erklärung. Noch immer die engen Korridore, an den Glaswänden vorbei, hinter denen Leute hocken und dösen, Russen meist und Asiaten, alles wie immer. Auch die unwirsche Korrektheit, mit der mir die blonde Katjuscha am Schalter zuknurren, sie hätte nie meinen Namen ausrufen lassen.

Wieder im Flugzeug. Unter uns das rote, dann das dunkle Russland. 22.37 Uhr MEZ. Über Nowosibirsk hellt Tengri auf. Tengri, der ewige Himmel der Tataren, der über diesem Land ewige Macht verheissen hatte, der Gott, der den Urahn der Herrscher erzeugte. Als sich Innozenz IV. beim Grosskhan über die Grausamkeiten der Mongolen gegenüber den Ungarn beschwerte (1246), gab ihm Gökük zurück, die Christen hätten den Befehl des Himmels nicht befolgt, sie aber wohl, wie hätten sie auch ohne Befehl des Himmels töten und erobern können? Heute zeigt sich Tengri milde, und eine Stunde später, über dem Altai, wirft er sich sogar einen pinken Schal um.

Seit langem kein künstliches Licht mehr unter uns. Endlich fällt der Schal auf die Erde und bleicht aus. Eine Landschaft wie Robert Nyman, nur weisse Pinselstriche auf weissem Grund, dann ein verpupptes Gebirge, als hätte jemand nach Jahrhunderten den Deckel hochgehoben, und auf das Gespinnst einer toten Landschaft fällt Tageslicht.

Der Steward bringt eine letzte Erfrischung, die Cracker wie für die Wüste gemacht. Dann hügelige Steppe in unirdischem Faltenwurf, hin und wieder geometrisch genaue Gebilde zwischen den Falten, wie Landebahnen oder Militärbasen (rot, dunkelbraun). Sogar die einzige sichtbare Siedlung ist rötlich blass wie eine Schafherde gegen die Höhenzüge geduckt, an den Nordhängen pelziges Buschwerk. Wir sinken tiefer, der Grund wechselt von Braun zu Grünspan: Steppengras, Flussbetten wie Holzwurmmasern. Je tiefer wir sinken, umso grüner die Hügelwellen, plastisch in Szene gesetzt wie eine Styropor-Kulisse, quadratisch und rechteckig angeordnete Siedlungen mit Palisadenzäunen aus Streichhölzern.

Wir passieren den Südosten von Ulan Bator. Struppiges Steppenfell, ausgetrocknete, riesige Flussbetten, Buschwerk, rostige Baracken, Autoreifen, nicht besonders mongolisch. Betongegossene Bushaltestellen wie Abluftschornochel von Autobahntunneln, in Regenbogenfarben. Wie in Nordhausen oder Potsdam vor 15 Jahren. Menschen starten vor uns zur Überquerung der Strasse, als handle es sich dabei um eine olympische Disziplin, Familienfoto am Strassenrand, pythonähnliche Gas- und Heisswasserleitungen wälzen sich zwischen Buschwerk, Kinder überall (Trainingsanzüge), die vertrauten Werbetafeln, Liebherr kommt hier vor Mercedes, nach 15 Minuten Fahrt die erste Ampel, aber umsonst, offenbar haben Ampeln keine besonders hohe Autorität. Plötzlich steht der Bus zwischen Plattenbauten, wie sie halt zwischen Minsk und Pjöngjang gebaut worden sind.

Schon trifft mich dieser atemraubende, zügellose, unnachgiebige Wind. Bohrsalven, Baulöcher, weniger Autos als sonst in der Welt, dafür sind sie lauter und stinken charakteristischer. Bretterverschläge, Kräne und Werbung. Im Restaurant erklären mongolische Kellner die Karte mit schweisstreibender Würde: Berlin-Burger-Fast-Food, Budweiser, Solanka, Krautsalat, Chinggi's-Beer.

Auf dem Weg zum Gandantegchinlen-Kloster zeigt uns Badma, unsere Begleiterin, das Kino mit dem türkischen Restaurant Anatolya. Vor dem Tempel stehen Altäre, die die Leute umkreisen, indem sie mit ausgestreckter Hand die vier Wände jedes Altars berühren, wie Betrunkene sich an Hauswänden entlangschleichen. Im Refektorium finden wir Mönche, sie sitzen sich auf Bänken gegenüber, vor sich Schreibunterlagen und Gebetsbücher, als müssten sie hier nachsitzen. Bänder und Stoffröhren baumeln von der Decke, Gläubige gehen durch die Reihen und legen Geldscheine vor den Mönchen hin, worauf sich diese linksch verbeugen. Einige dieser Gottesdiener sind höchstens sechs Jahre alt. Plötzlich beginnen sie nacheinander zu plappern, die Stimme allmählich erhebend, bis Glocken, Knochenflöten, Kesselpauken in den Psalm einfallen. Seltsam das. Jetzt leuchtet ein,

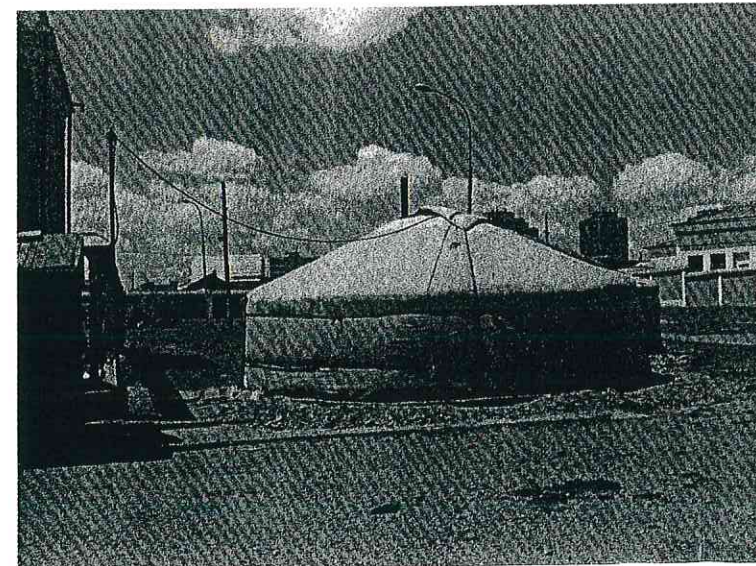
warum der Lamaismus die Mongolen vor 200 Jahren gelähmt haben soll. Wer Mönch wurde, genoss und genießt soziale Privilegien. Nicht nur Geld, auch Frauen wurden ihnen dargebracht. Bis zu 40 Prozent aller Mongolen gingen einst ins Kloster. Man versteht, warum. Einer unserer Begleiter, Hagar, zeigt auf eine Knochenpfeife. Das sei ein menschlicher Knochen. Vor dem Refektorium fügt er hinzu, es sei vorgekommen, dass Kinder unter mysteriösen Umständen gestorben seien und Mönche sich deren Schenkelknochen hätten schenken lassen. Zum Flötenbau. Deshalb sei es eine Befreiung gewesen, als die Kommunisten in den Dreissigerjahren fast alle 750 Klöster geschlossen hätten. Aber 170 000 Mönche seien damals verschwunden? Da lacht Hagar, er ist ungefähr 50 Jahre alt: Umgebracht hätten sie damals auch andere Leute, und Mönche gebe es jetzt schon wieder genug.

Der Wind fällt über uns her, Staub, immer am Gaumen, und siehe da, die Mongolenfalte bietet auch keinen Schutz vor Sandkörnern, überall reibt

man sich auf der Strasse stoisch die Augen, Sonnenbrillen scheinen nicht gewünscht. Es gibt ungefähr genauso viele Autos mit linkem wie mit rechtem Lenkrad. Dementsprechend wird auch gefahren. Überall gähnt die braune mongolische Erde aus metertiefen Baugraben unerfindlicher Bestimmung. Streunende Kinder, streunende Hunde, das London zu Shakespeares Zeiten kann nicht mehr Überraschungen geboten haben. Ulan Bators zentralster und einsamster Platz ist nach dem kommunistischen Freiheitskämpfer Suhbaatar benannt, dessen Reiterstatue immer noch wichtig seine Sandsteintonnen über den Autostrom reckt, während niemand mehr wissen will, ob seine einst nach Lenins Vorbild einbalsamierte Leiche aus dem düster verschlossenen Mausoleum am Nordrand des Platzes mazeriert oder vielleicht an Nordkorea verhöckert worden ist. Das sagt jedenfalls Badma.

Neben dieser Kopie des Roten Platzes prunkt Ulan Bator mit sowjetischer Architekturprosa, irgendwo gibt es eine graue, verkleinerte Nachbildung der Petersburger Admiralität, und der Palast der Kultur, Oper und Schauspielhaus lassen ahnen, was zwischen Elbe und Mekong so alles gebaut worden wäre, vorausgesetzt, Stalin wäre als Mongole zur Welt gekommen. Ulan Bator ist eine Kapitale nach sowjetischem Bild, nur ist alles noch ein bisschen unordentlicher, und die Mongolen sind fröhlicher. Selten im Osten so viel Spass gesehen, auf so vielen Trümmern. Gegenüber dem Hotel Graffiti-Versuche. Daneben ein Internetcafé. Vor dem Bahnhof wirbt eine Tafel für eine Bar mit Striptijsn. Mit Einzug einiger Kinder verwandelt sich ein verrotteter Hinterhof in eine Fussballarena, Teenager spielen lässig auf dem zottigen Boulevard mit ihren Handys, während ihresgleichen nebenan in Grünanlagen, die ihren ersten Frühling nicht überlebt haben, schon betteln und anschaffen gehen.

Überall fragt man am liebsten «From what country you are?» Darauf antworte ich genau/ungenau «ls Schwejzarii», weil es Russisch noch am besten geht. Die alte Lingua franca des Ostens hat noch nicht ausgedient. Da hält ein Freund, der sich mir an die Fersen heftet, schon Ein- und



uns mindestens fünf Mal hintereinander in den Sand kippen. Natürlich sind solche Bedenken unnötig.

Da wir auf mehrere Busse verteilt sind, haben viele noch kein Wort miteinander gewechselt. Musiker sind untereinander weniger eitel als andere Künstler. Der Gitarrist aus Baku und die Flötistin aus London haben herausgefunden, dass Deutsch die einzige Sprache ist, die sie beide verstehen. Man lernt sich zum Beispiel so kennen: What is your name? – Aha. – Yes, but what is your name? – Aha! – Where is your card. I wonder what is your name. – His name is Aha. – Yes. – Aha!

Dann kommen die Busse vor dem Zeltlager Khoyor Zagal zum Stehen. Die Ebene liegt hier zwischen 1500 und 2000 Meter hoch. Nach Süden fällt es leicht in die Gobi ab, schon nach wenigen Kilometern beginnen die Dünen. Dazwischen einige Wasserstellen, in denen Pferde stehen. Das Jurtencamp erinnert wegen seiner regelmässigen Aufstellung und den weissen Kegeln an eine Batterie unterirdischer Raketen, deren Köpfe aus dem Steppenboden herausragen. Andere hatten offenbar schon gemeinsame Zeltbelegungen arrangiert, ich gerate zufällig mit den beiden Flugnachbarn Mario und Willem unter dasselbe Dach. Wir halten das für eine gute Fügung. Der Schlagzeuger Willem erklärt dem Gitarristen Mario und mir seine Glückstheorie, die viel mit okkulten Schwingungen zu tun hat, dazu erinnere ich mich an die String-Theory, den ersten und bisher einzigen erfolgreichen Versuch, das Grösste und das Kleinste im Kosmos durch ein gemeinsames Konzept zu interpretieren und zwischen Relativitäts- und Quantentheorie einen Zusammenhang herzustellen. Mario ist sofort überzeugt, vorausgesetzt, dass Gott dann tatsächlich ein Gitarrenspieler ist.

Das Zelt hat zwar noch die Gestalt einer Jurte, ist auch innen kreisrund, die Tür zeigt Richtung Süden, damit am Sonnenstand die Uhrzeit abgelesen werden kann, in der Mitte steht ein Kanonofen für kalte Winternächte, dort, wo das Ofenrohr austritt, ist das Zelt gen Himmel offen, doch sind Betten, Tisch und Vorleger augenscheinlich bei

Ikea eingekauft worden. Eine Thermoskanne enthält frisch abgekochtes Wasser, über dem Tisch hängt eine Milchglaslampe, wohl auch von Ikea. Nachdem ich mir probenhalber zwei Mal den Kopf am Türquerpfosten angestossen habe, ist die dritte Kollision so heftig, dass nicht allein der Kopf, sondern auch Genick und Kapuzenmuskel in Mitleidenschaft gezogen werden. Eine mongolische Verhaltensregel sagt, niemand darf auf die Schwelle einer Jurte treten. Aber dass man sich stattdessen am oberen Querbalken den Kopf einrennen muss, steht nirgendwo.

Nachts sieht das Camp wie eine Eskadron von Leuchtkäfern aus: Nur durch die halb offenen Zeltspitzen fällt, vom Trägerskelett gerippt, Licht.

Die Nachbarschaft trifft sich heute zur lokalen Championship: Naadam-Zeit. Bald sind 200 Leute, 100 Pferde, ein paar Jeeps und LKWs um ein blaues Zelt versammelt. Da es sich bei Naadam um einen hohen Anlass handelt, tragen die Nomaden rohseidene Gewänder mit jenen Schärpen, die man zur Hochzeit von den Schwiegereltern geschenkt bekommen hat. Zuerst treten 16 Ringer an, am Rand eines Gevierts, um das herum sich die Zuschauer kauern. Die Herren haben von der Wüstensonne fast schwarz gebrannte Gesichter, Beine und Bäuche sind so weiss wie Stutenmilch. Sie tragen Stiefel, Slips und Westen, die nur Arme, Schultern und Rücken bedecken. Diese Jungs hätten es sicher auch unter Dschingis Khan zu etwas gebracht. Anstelle der Westen wurden früher langärmlige Jacken getragen. Bis eine Frau das Turnier gewonnen hatte. Mit Einführung des neuen Kostüms haben die Herren dann die Frauengefahr gebannt.

Zu viert, je zwei auf jeder Seite hintereinander, kommen sie in seltsam federndem Schritt in die Arena gelaufen. Dort warten bereits die beiden Schiedsrichter, die den Kämpfern während deren zeitlupenartigen Tanzes um die eigene Achse den Hut vom Kopf nehmen. Die Ringer geben während des Duells keinen Laut von sich. Anfangs verbeugen sie sich gegeneinander wie auf Klees «Zwei Herren, einander in höherer Stellung vermutend». So stehen sie sich scheinbar unentschlossen eine

Weile gegenüber. Dann geht es oft sehr schnell, bis ein Kontrahent wenigstens mit der Hand den Boden berührt. Wieder treten beide zu einem kurzen eurythmischen Tänzchen an, das Rudolf Steiner seine Freude gemacht hätte. Der Verlierer beugt sich unter den rechten ausgestreckten Arm des Siegers. Das ist keine Geste der Unterwerfung, sondern des Schutzes, zu dem der Sieger dem unterlegenen Kämpfer gegenüber verpflichtet ist, und liesse sich als symbolische Wiederholung jenes Fürsorgeaktes verstehen, mit dem der Khan vor 800 Jahren die nomadisierenden Völker einte. Die Kämpfer treten in die Menge zurück. Gemütsbewegungen scheinen verpönt zu sein.

Mitten im Halbfinale, die letzten vier Ringer stehen sich gerade schwer und gleichgültig gegenüber, kommt Bewegung in die Leute. Rufe gehen von Sattel zu Sattel, die ersten Pferde werden herumgerissen, Zuschauer, die am Boden gesessen haben, springen auf, Frauen reissen ihre Kleinkinder an sich und stürzen davon, längst haben auch die Ringer voneinander abgelassen und gehö-

ren zu den Fliehenden, alles Geschrei, schlagende Hufe, aufheulende Motoren, Staub, vorüberrennende Menschen und Tiere, richtungslos erst. Dann geht es auf die entlegene Höhe zu, und Badma ruft uns über das Mikrofon im blauen Zelt zu, die Reiter würden jeden Augenblick ankommen. Die Reiter? Also war das Pferderennen schon während des Ringerwettstreites im Gange.

Selbst die Musiker aus Armenien und Aserbaidshan sind während dieses Szenenwechsels für ein paar Minuten sprachlos. Aber viel Zeit bleibt dafür nicht, schon hat die Menge in zwei Reihen Aufstellung genommen, dazwischen eine breite Bahn, zu Fuss, zu Pferd, im Automobil stehen sie einander gegenüber, da tauchen die ersten Reiter aus dem Staub auf, kleine Gestalten auf kleinen Pferden, an der Spitze ein Jockey von höchstens fünf Jahren, dahinter andere etwa gleichen Alters, die meisten werden auf ihren Pferden von erwachsenen Reitern ins Ziel gezogen, keiner der Burschen ist älter als acht Jahre, einige sind so erschöpft, dass unter der Maske aus Staub und Schweiss eine weinerliche Miene zum Vorschein kommt, aber auch hier gibt es keine Gefühlswallungen. Selbst als die Ersten durchs Ziel gehen, bleibt das Publikum zurückhaltend und wartet auf die nachfolgenden Pferde. Dann ist die Versammlung ebenso schnell aufgehoben, wie sie sich gefunden hat. Im gemächlichen Tempo trottet man zurück zum blauen Zelt, um jetzt das Halbfinale der Ringer zu verfolgen.

Im Staub geht auch die Frage unter, was soeben passiert ist. Erst später kehrt sie zurück. Nicht mal den Sieger richtig gesehen. Vor ein paar Jahren soll ein Fünfjähriger das nationale Naadam gewonnen haben. Kinder sind die begabtesten Jockeys. Mit zwei Jahren werden sie aufs Pferd gebunden. Spätestens mit der Pubertät ist die Zeit erhöhter Aufmerksamkeit für sie vorbei.

Das Tückische an dieser Wüste ist, dass sie sich tarnt. Heute meinen wir, es gut zu haben. Es ist kühl und grau wie auf Rømø im Juli. Der Sand ist feucht vom letzten Regen, der um diese Zeit gar nicht fallen dürfte. Schwereloses Grün liegt über den Dünen. Im Winter fallen die Temperaturen



Schon grüsst unser Chauffeur einen auf dem Feld umherreitenden Nomaden mit ausladendem Handzeichen. Die Landschaft wird vertrauter. Einzelheiten treten hervor: der Parabolspiegel auf dem Platz vor einer Siedlung, Solarzellen über dem Eingang einer Jurte, eine Hundeleiche und Knochen im Gras. Plastikflaschen, wie fremde Zeichen auf den Tafeln der Steppe. Jurten am braungrünen Körper der Gobi, das Gemachte im Gewordenen. Ein verlassenes Mustergut, wahrscheinlich einst von Agrarspezies aus der DDR gebaut: So sieht Kafkas Strafkolonie aus. Ein Mann steht mitten auf der Strasse und hebt die Arme, offensichtlich braucht er Hilfe, ein deutsches Pärchen (er Cello, sie Klarinette), das mit im Bus sitzt, winkt herzlich zurück. Hinter der Kurve steht das Fahrzeug des Mannes, das offenbar nicht mehr weiterwill.

Das Klosterkonzert des vergangenen Jahres fand während des Wahlkampfes statt. Ein Gouverneursaspirant hatte sich die Sache zu Eigen gemacht und überall in Karakorum und den umliegenden Ajs plakatieren lassen. Inzwischen hat er die Wahl verloren, und ein Altkommunist regiert die Region. Natürlich geniesst das Konzert nun keine Protektion mehr. Deshalb haben ein paar lokale Sympathisanten unserer Unternehmung ein Pferderennen organisiert. Pferderennen hilft immer. Die Leute sind zu Hunderten gekommen, zum Teil aus hundert Kilometer entfernt liegenden Lagern.

Ein paar Kilometer hinter Karakorum hat die Steppe auch den Horizont weggeschnitten. Als wäre hinter dieser Kante die Welt zu Ende. Im Rücken das entfernte Schreien zweier Kinder. Als triebe ich auf dem Meer, und vom Strand wehen letzte Stimmen herüber. Jeder Schritt, als wäre es der erste über diese Erde. Nach hundert Schritten ist der Irrtum behoben. Vom Ende der Welt schnellt eine Fahne hoch, als brenne dort die Steppe. Die Reiter nähern sich in wenigen Minuten. Es sind mindestens fünfzig. Bevor ich jedoch zu zählen anfangen kann, ist nichts mehr zu sehen. Der Himmel ist jetzt dunkelbraun. Tengri, der ewige Himmel, zeigt sich von seiner ungnädigen Seite. Auch als die Reiter vorüber sind, bleibt der Staub in der Luft kleben. Meine Nasenlöcher sind verstopft, die Bil-

der ringsum überbelichtet. Vom Siegerpferd erfahre ich später noch, dass es dem Organisator des Rennens gehört. – Alte oder neue Epoche?

Einige hundert Pferdelängen vom Ort der Siegerehrung entfernt steht man am Ufer des Orchon. Von hier aus zog Attila (Flagellum Dei: die Strafe Gottes) im 5. Jahrhundert mit den Hunnen nach Italien und Gallien. 800 Jahre später entstand an dieser Stelle Dschingis Khans Palast von Karakorum. Inzwischen sind wieder 800 Jahre vergangen. Die Zeit wäre also reif für eine neue Attacke im Westen. Vorläufig sieht es aber sehr friedlich aus.

Karakorum ist heute ein geometrisch genau hingestelltes Ensemble von Holzbaracken, die von den inzwischen vertrauten Holzverschlägen umfriedet sind. Zu Marco Polos Zeiten dehnte sich in der Nähe, dort, wo heute Erdene Zuu liegt, kilometerlang die Stadt. Auf dem Feld vor den Baracken liegen nur Porzellansplitter, Knochen, Autoreifen und Pferdehufe.

Erdene Zuu selbst. Die Steppe hat es fast zurückgeholt. 1937 von den Kommunisten geräumt. Einen Tempel haben sie dann wieder hingestellt, zum Vorzeigen religiöser Toleranz. Sonst wachsen zwischen den mehrere hundert Meter langen Mauern Salzgräser. In der Mitte liegen drei Löwenköpfe aus Granit. Die sind von Dschingis Khans Palast übrig geblieben. Der Rest liegt im Bauch der Gobi. Den Palast des Weltfriedens mit seinen 64 Säulen haben aber nicht die Kommunisten, sondern die Chinesen vernichtet, im 14. Jahrhundert. Vor 800 Jahren war das hier eine der grössten Städte der Welt. Hier stand der Silberbaum-Brunnen von Wilhelm von Paris. Europäische Kriegsgefangene, vatikanische Legaten, persische Händler, nestorianische Christen, Muslime, Juden, Buddhisten lebten in Karakorum zusammen.

Heute findet vor dem Tempel eine Modeschau statt. Discosound, nicht besonders einfallsreich, dafür aber spärlich angezogene Mädchen aus Ulan Bator. Davor Mann und Maus aus Karakorum. Die Leute nehmen die Show mit Gelassenheit entgegen. Gut, man befindet sich auf geweihtem Boden (die Mädchen haben sich im Tempel umgezogen), aber

vielleicht sind ja schon Menschen aus Ulan Bator Angehörige einer anderen Welt? Der Fremde aber, sagen die Gesichter der Leute hier, darf fremd bleiben. Und bleiben.

Am letzten Morgen entferne ich mich vom Camp. Eigentlich nur, weil ich seit Tagen eine Notdurft schuldig geblieben bin. Dann gehe ich einfach weiter. Die Sonne steht noch nicht hoch. Vor meinen Füßen schnipsen heuschreckenartige Insekten hoch. Wie die Klippen von Helgoland ragen Felsen aus der braunen Platte. Auf einer Anhöhe wälzen sich Seeelefanten aus Sandstein. Das Camp ist selbst von hier aus nicht mehr zu sehen. Obwohl ich weder Wasser noch einen Sonnenhut bei mir habe, setze ich die Partie fort. Mit dem Wind. Mal sehen, was passiert. Hinter mir liegen ein paar Jurten, Ziegen- und Kamelherden.

Wenn die Knie weich werden, setze ich mich auf einen der herumliegenden Schieferklumpen. Warte vergebens auf einen Einsamkeitsschauer. Gehe weiter. Durch ausgetrocknete vaginale Sen-

ken und Mulden, durch Trichter und Spalten. Schlangen und Skorpione, die es hier nicht gibt, werden nicht einmal von einer vorsorglichen Angst unter die haarförmigen Ledergräser projiziert. Die Halsschmerzen nehmen zu, ich habe keine Ahnung, wie lange ich schon unterwegs bin. Mein Schatten wird wieder länger. Ausser in der Höhe auf- und abspulenden Lerchen, dem Wind und mir, seinem Begleiter, rührt sich nichts. Die letzte Pfefferminzpastille bleibt am Gaumen hängen. Die Berge vor mir werden höher. Die Dünen lasse ich links liegen und gehe auf ein geräumiges, kahles Tal zu. Bevor ich zu klettern beginne, drehe ich mich noch einmal um. In der Richtung, aus der ich gekommen bin, sehe ich mehrere Reiter. Ich kann ihre hüpfenden Oberkörper deutlich erkennen, obwohl sie noch weit entfernt sind. – Es sind Motorbike-Fahrer. Franzosen, die mit uns im Camp waren. Ich bin plötzlich so müde, dass mir einer von ihnen, er heisst Vincent, auf den Rücksitz eines anderen Motorrads helfen muss. Auf der Fahrt wird mir schlecht, wir müssen zwei Mal anhalten.

Dann ist es nur noch eine halbe Stunde bis zur Landung in Berlin. Badma wird demnächst in die Touristenbranche einsteigen, um Kulturevents zu organisieren. Sie muss von etwas leben, sagt sie entschuldigend. Badma kann eine Menge tun, damit künftig viele Weltsurfer ihre Route über die Gobi oder den Altai nehmen. Aber man muss sich um die Mongolei trotzdem keine Sorgen machen. Too much freedom, too hard conditions. In den grossen, dunkelbraunen Gesichtern der Nomaden stand indianische Würde geschrieben. Sie werden die Weltsurfer mit sandfarbenem Käse und Stutenmilch willkommen heissen. Und mit gastfreundlichem Gleichmut dem Fremden gegenüber. Das Reich der Tataren ist untergegangen. Marco Polo, der grösste Handlungsreisende des Abendlandes, der zu Hause Marco Millione genannt wurde, hat längst den Thron Khubilai Khans bestiegen. Das Reich der heutigen Mongolen aber bleibt weiterhin unentdeckt. Daran werden weder grosse noch kleine Reisende etwas ändern.

